"Das Buch der Flucht. Die Bibel in 40 Stationen" - Johann Hinrich Claussen

Vor-Fassung des Buchs für den "Spiegel"

April 2020

Seitdem Flucht und Vertreibung keine abstrakten Themen, kein Nachrichtenstoff aus exotischen Ländern mehr sind, sondern leibhaftige Flüchtlinge aus Syrien, dem Irak oder Eritrea mitten unter uns leben, schauen viele Deutsche anders auf die Welt, anders aber auch auf ihre Geschichte. Die Erinnerung an eigene Fluchterfahrungen im vergangenen Jahrhundert wird wieder lebendig. Jetzt, da selbst Deutschland offenkundig keine Oase des Friedens und der Sicherheit mehr ist, sondern Teil einer dramatischen Weltgeschichte der Heimatlosigkeit, beginnen viele zu ahnen, dass Flucht kein Schicksal nur von Fremden ist, sondern grundsätzlich zu jeder Kultur, also auch der eigenen gehört. Wer dieser Ahnung auf den Grund gehen will, sollte einmal die Bibel, dieses Ur-Buch europäischer und orientalischer Kultur, zur Hand nehmen. Denn sie ist vor allem ein Flüchtlingsbuch. Keine andere Erfahrung hat ihre Erzählungen, Gebete, Weisungen und Visionen so bestimmt wie die von Flucht, Vertreibung und Suche nach Heimat.

Man liest die Bibel in diesen Tagen anders. Sie wirkt näher, drängender und überraschender. Zum Beispiel, wenn man beim Blättern zufälligerweise auf diese Prophezeiung stößt: „Dies ist die Last für Arabien: Ihr müsst im Gestrüpp, in der Steppe über Nacht bleiben. Bringt den Durstigen Wasser entgegen; bietet Brot den Flüchtigen. Denn sie fliehen vor dem Schwert, ja, vor dem bloßen Schwert, vor dem gespannten Bogen, vor der Gewalt des Kampfes.“ (Jesaja 21,13-15) Es ist kaum möglich, diese Verse aus dem Buch des Propheten Jesaja zu datieren. Vielleicht sind sie zweieinhalbtausend Jahre alt. Aber sie könnten auch heute geschrieben sein. Denn immer noch ist dies die „Last“ für Arabien. Immer noch fliehen Menschen vor der Gewalt des Kampfes, verbringen sie ihre Nacht in der Steppe. Und immer noch ergeht der Appell an diejenigen, die selbst noch sicher wohnen, den Flüchtlingen Brot zu geben. Als hätte sich in zweieinhalbtausend Jahren nichts geändert.

Aber nicht nur einzelne Verse, sondern die „story“ der Bibel überhaupt erscheint heute in einem neuen Licht. Sie ist bestimmt von zwei aufeinander folgenden traumatischen Erfahrungen. In zwei Wellen wurde Israel von fremden Mächten erobert und vernichtet. Im Jahr 722 besiegten die Assyrer den nördlichen Teil mit der Hauptstadt Samaria. Etwa 150 Jahre später überfielen die Babylonier den südlichen Teil. Im Jahr 587 vor Christus nahmen sie unter ihrem König Nebukadnezar die Hauptstadt Jerusalem ein, stürzten den König, zerstörten den Tempel, töteten, vertrieben oder verschleppten die Bevölkerung. Aus dem

einstmals stolzen Volk Israel wurde ein verlorener Haufen von Flüchtlingen und Vertriebenen. Was die Nation und Religionsgemeinschaft zusammengehalten hatte – König und Kult – war vernichtet. Eigentlich hätte damit die Geschichte Israels und seines Gottes zu Ende sein müssen. Denn Jahwe hatte dem Gott der Babylonier offenkundig nicht standgehalten. Seines Tempels, seines königlichen Statthalters und seines Volks beraubt, hätte er ebenso im Vergessen versinken müssen wie all die anderen Volksgötter des Alten Orients, die heute keiner mehr kennt.

Doch es kommt anders. Propheten finden im Exil eine überraschende Antwort auf dieses Trauma. Sie lösen Jahwe vom Schicksal seines kleinen Volkes, erheben ihn zum Herrn der Weltgeschichte, erklären ihn zum einzigen Gott. Nicht Jahwe hat in diesem Krieg verloren, sondern er selbst hat ihn geschickt, um sein Volk wegen dessen Untreue zu strafen. Die Katastrophe war kein Zufall, sondern Gottes gerechtes Gericht. Wenn aber Israel zurückkehrt zum einzig wahren Gott und ihn allein anbetet, dann wird er aus all der Vernichtung und Zerstreuung einen heiligen Rest sammeln und nach Hause zurückbringen. Ein neues Israel wird geboren werden. Diese Trauma-Theologie, die auf heutige Leser unerträglich streng wirkt, hat den Jahwe-Glauben und damit Israel gerettet – indem er beide von Grund auf verwandelte. Aus einem altorientalischen Volk und Volksgott unter vielen hat die prophetische Katastrophendeutung eine ganz neuartige Religionsgemeinschaft gemacht: den Monotheismus von Flüchtlingen und Vertriebenen, die nur noch in ihrem Glauben eine Heimat haben.

Dieser neue Glaube bildet die innere Logik vieler biblischer Geschichten. Die berühmteste ist die Geschichte vom Auszug der Israeliten aus Ägypten. Was ihr historisch zugrunde liegt, lässt sich nicht mehr ermitteln. Doch das ist unerheblich. Viel wichtiger ist, wie diese Legende aus der Perspektive der prophetischen Trauma-Therapie erzählt wird. Die Israeliten werden in Ägypten unterdrückt, bis ein Retter erscheint, der sie mit Macht und Wundern befreit, sie durch die Wüste führt, ihnen dort ein Gesetz gibt, sie mit Gott einen Bund schließen lässt und sie schließlich an die Grenze einer neuen Heimat führt. Dieser Exodus ist zweierlei zugleich: eine Vertreibung und ein Auszug, eine Katastrophe und eine Befreiung. Indem die Israeliten ihn durchleben, verwandelt sich ihr Glaube. Es entsteht der Glaube der Ausgezogenen an die Treue des Gottes, der sie auf allen Wegen und Umwegen begleitet. Gott geht mit, auch auf die Flucht, auch in das Exil.

Der Exodus ist nicht nur die wichtigste Geschichte des Alten Testaments. Er steht auch programmatisch am Anfang des neuen. Die vermeintlich idyllische Weihnachtsgeschichte endet ja nicht mit der Geburt Jesu im Stall und seiner Anbetung durch

die Hirten, auch wenn der Evangelist Lukas es so darstellt. Der Evangelist Matthäus erzählt es anders: Jesus wird geboren, Weise aus dem Morgenland kommen, um den künftigen König Israels anzubeten, König Herodes erfährt davon und befiehlt, alle Kleinkinder in Bethlehem zu töten, doch Gott warnt Josef zuvor in einem Traum, so dass dieser rechtzeitig mit Frau und Kind nach Ägypten flieht und erst nach dem Tod des Herodes wieder zurückkehrt. Diese Legende hat einen tieferen theologischen Sinn: Auch Jesus, der neue Mose, ist in Ägypten gewesen und von dort ins gelobte Land gekommen; auch er ist von Geburt an ein Flüchtling, ein Ausgezogener gewesen. Man liest diese Geschichte heute ebenfalls mit neuen Augen: Josef, Maria und das Jesuskind auf der Flucht vor dem Kindermord stehen sinnbildlich für alle Flüchtlingsfamilien dieser Tage, die den Fassbomben und Selbstmordattentätern zu entkommen versuchen.

Der biblische Glaube der Ausgezogenen ist nicht nur eine neuartige Religion, er stiftet auch eine andere Moral. Das hat der Ägyptologe Jann Assmann in seinem jüngsten Buch „Exodus. Die Revolution der Alten Welt“ (2015) sehr plastisch dargestellt. Der neue Glaube lebt aus der Erinnerung an die eigene Flucht damals und öffnet damit den Blick für alle, die jetzt ohne Heimat sind. Er macht sensibel für die Not anderer und gebietet die Fürsorge für Arme, Witwen, Waisen, Fremde und Flüchtlinge. Das Alte Testament ist durchzogen von einem neuen, doppelten Gebot, nämlich erstens sich an die eigene Fluchtgeschichte zu erinnern und deshalb zweitens Fremden und Flüchtlingen zu helfen: „Die Fremdlinge sollst du nicht bedrängen und bedrücken; denn ihr seid auch Fremdlinge in Ägyptenland gewesen. Denn der HERR, euer Gott, schafft Recht den Waisen und Witwen und hat die Fremdlinge lieb, dass er ihnen Speise und Kleider gibt.“ (2. Mose 22,20) Oder noch prägnanter: „Darum sollt ihr auch die Fremdlinge lieben; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland.“ (5. Mose 10,19)

Natürlich darf man nicht ausblenden, dass es im Alten Testament auch ganz andere Texte gibt, die davon erzählen, wie die Urbevölkerung Palästinas von den Israeliten ermordet und vertrieben wurde, damit das Gelobte Land nur ihnen gehörte. Es gibt auch Verse, die von ethnischen Säuberungen berichten oder zu ihnen aufrufen. Wahrscheinlich dokumentieren sie keine realen Ereignisse, sondern formulieren retrospektiv israelitische Macht- und Gewaltphantasien. Doch sie haben eine bis heute fatale Wirkungsgeschichte. Man liest sie mit Erschrecken. Umso wichtiger ist es, an dieses wenig bekannte Doppelgebot zu erinnern: Ihr sollt die Fremdlinge lieben, denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen.

Diese Flüchtlingsmoral wird im Neuen Testament aufgenommen und zu einer großartigen Ethik der Gastfreundschaft entfaltet. Dabei war Gastfreundschaft für die winzige

und verstreute Urgemeinde zunächst eine ganz praktische Lebensnotwendigkeit. Die ersten Apostel reisten durch eine fremde und feindliche Welt. Auch wurden von Beginn an Christen verfolgt und vertrieben, waren also auf die Hilfe an fremden Orten angewiesen. Ohne die Gewissheit, bei Glaubensbrüdern selbstverständlich Obdach zu finden, wäre die Ausbreitung des Evangeliums nicht möglich gewesen. Ganz so selbstverständlich aber scheint dies eben nicht gewesen zu sein. Sonst würde man in den Briefen des Neuen Testaments nicht so oft von diesem Gebot lesen. „Gastfrei zu sein, vergesst nicht.“ (Hebräer 13,2) Oder: „Seid gastfrei untereinander ohne Murren.“ (1. Petrus 4,10) Es wird wohl mancher Gastgeber „gemurrt“ haben – so wie Israel in der Wüste regelmäßig „murrte“ –, wenn wieder ein Wandermissionar zu Besuch kam oder ein Glaubensflüchtling zu lange blieb. Doch scheinen die Ermahnung gewirkt zu haben. Denn die Gastfreundlichkeit der ersten Gemeinden war berühmt. Besonders die Gemeinde in der Reichshauptstadt Rom muss sich dabei hervorgetan haben – hier kamen ja auch die meisten Flüchtlinge an. Mit der Zeit wurde es allerdings notwendig, die Ankommenden genauer zu prüfen, um Missbrauch zu verhindern. Zur christlichen Gastfreundschaft gehörte übrigens, dass man den Zugereisten das Recht und die Pflicht zusprach, in der Gemeinde zu arbeiten. Ohne zu arbeiten, sollte kein Bruder länger als drei Tage bleiben.

Die ersten Christen waren durchdrungen von der Einsicht, dass sie in der römischen Gesellschaft, ja in dieser vergänglichen Welt überhaupt keine Heimat hatten: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Hebräer 13,14) Die Stadt, in der die Christen keine Flüchtlinge mehr sein, sondern Ruhe, Frieden und Sicherheit finden würden, war für sie erst das himmlische Jerusalem. Dort würde Gott bei den Menschen wohnen, „und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein.“ (Offenbarung 21,4) Diese ganz neue Welt würde bald, sehr bald anbrechen. Bis es so weit wäre, gälte es, zu warten, sich vorzubereiten und ein wahrhaft gutes Leben zu führen – wozu auch die Gastfreundschaft gehört, wie dieser moralische Katalog des Paulus belegt: „Hasst das Böse, hängt dem Guten an. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet. Nehmt euch der Nöte der Heiligen an. Übt Gastfreundschaft. Segnet, die euch verfolgen. Freut euch mit den Fröhlichen und weint mit den Weinenden. Vergeltet niemandem Böses mit Bösem. Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“ (Römerbrief 12 in Auswahl)

Wie aber soll man das schaffen? Wie soll man in dieser unbedingten Weise Gutes tun, Gastfreundschaft üben, Fremden helfen? Darauf gibt das Neue Testament keine Antwort, die

sich direkt auf die Gegenwart beziehen ließe. Aber es weist auf zwei Grundempfindungen und Grundhaltungen, die hilfreich wären. Sie wirken scheinbar wie Gegensätze, ergeben aber erst zusammen ein sinnvolles Ganzes. Das eine ist die Bereitschaft und Fähigkeit, „sich jammern zu lassen“. So erzählen es die Evangelien regelmäßig von Jesus. Wenn ihm ein kranker Mensch oder eine notleidende Menge begegnete, dann „jammerte es ihn“. Das heißt, ihr Jammer wurde zu seinem. Er empfand ihren Schmerz so, als wäre es sein eigener. Dieser spontane Impuls unterscheidet sich von dem, was heute häufig als „Mitleid“ bezeichnet wird. Es ist kein Bemitleiden, in dem ein Nichtbetroffener sich zu einem Betroffenen herabbeugt, wobei er selbst keinen echten Schmerz empfindet, sondern nur eine sentimentale Rührung, verbunden mit dem stolzen Selbstgefühl der eigenen Empathiefähigkeit. Wen es „jammert“, dem tut die Not des anderen direkt weh und der begibt sich auf dieselbe Ebene wie der Notleidende, um ihm dann das zu geben, was dieser braucht – still, klug und pragmatisch, ohne größere Gefühlsaufwallung, ohne viel Aufhebens davon zu machen, ohne Dankbarkeit einzufordern.

Aber das „Jammern“ ist nur ein momentanes Gefühl. Es kann sich verflüchtigen, erlahmen, ermüden und dann in sein Gegenteil umschlagen. Deshalb ist es gut, noch an eine andere Tugend zu erinnern. Oft nämlich ermahnen die Autoren der neutestamentlichen Briefe die ersten Christen, „besonnen und nüchtern zu sein.“ (1. Petrus 4,7) Dies wird vielen schwer gefallen sein, erwarteten sie doch unmittelbar das Ende dieser Welt. Nicht wenige werden von ihrer apokalyptischen Sehnsucht berauscht und wie betrunken gewesen sein. Ihnen wurde wieder und wieder eingeschärft, zu wachen, nüchtern zu sein, besonnen zu handeln, geduldig zu bleiben. Auch diese Mahnungen liest man heute mit anderen Augen. Denn jetzt, da es weniger auf eine sentimental aufgeladene Willkommenskultur, sondern eher auf eine funktionstüchtige Willkommensstruktur ankommt, könnte – neben dem „Sich-Jammern-Lassen“ – eine gute Portion urchristlicher Nüchternheit hilfreich sein.